

Basler Zeitung

Blick zurück am Geld vorbei

Beängstigend, wie sich die Schere öffnet, der Abstand grösser und grösser wird: Zwischen kecken Debütanten, die mit stumpfen Bildern nichts zu sagen haben, und jenen, die einst Hoffnung weckten, heute aber fast schon verschollen sind, weil ihr scharfes Formulierungsvermögen nicht gefragt ist. Rund die Hälfte der in Solothurn zeigten Streifen sind Debüts: Nahezu alle davon darf man getrost vergessen. Andererseits könnte man ein nahezu komplettes ABC aus den Namen machen, auf deren neue Filme wir warten: von Ammann über Gonseth und Imhoof bis fast zu Z, jedenfalls bis Y wie Yersin. Da erinnert man sich an den Satz des vor kurzem bemerkenswert unauffällig hinweggestorbenen Pioniers des deutschen Nachkriegsfilms, Wolfgang Staudtes: «Es ist schwer, die Welt verbessern zu wollen mit dem Geld der Leute, die die Welt in Ordnung finden.»

Doch die knauserigen Geldgeber von Bund, Kantonen, Fernsehen und kulturellen Institutionen dürfen nicht allein zu Prügelknaben einer ganzen Filmnation gemacht werden. Das sollten sich vor allem jene wehleidigen Nachwuchsfilmer der deutschen Schweiz hinter die Ohren schreiben, die so wenig von der zwanzigjährigen Geschichte des neuen Schweizer Kinos gelernt haben wie von dem, was etwa ein Jean-François Amiguet («Alexandre») und ein Marcel Schüpbach («L'Allègement») heute leisten: nach mehr als zehnjährigem Métier, mit minimalen Mitteln, in Langspielfilmen von internationalem Format und hohem künstlerischen Niveau.

Zu schnell filmen diese Newcomer, die das Problem des Schweizer Films auf ihr eignes und das des sogenannten Nachwuchses verkürzen, drauflos. «Dieser Film ist ein Anfall – und ein Anfall kennt keinen Plan», meint der Macher von «Die Suppe», Adi Lipp, der sich von Bildern infiziert fühlt, die «wuchern und blühen». Elf Deutschschweizer tischen in «Anna» hundert Minuten lang Peinlichkeiten auf: Sie wollten «drauflos filmen, hatten genug vom Schweizer Filmtempo».

Gerade weil ihnen, wie in Solothurn tagtäglich offenkundig wurde, nichts mehr einfällt, hausieren sie mit Ausgefallenem, und wer ihnen das nicht abkauft, merkt, wie ausfallend diese Hätschelkinder werden können.

Was in diesen Streifen alles spaziert, posiert, stolziert, geraucht, gegessen, gelegen, um- und ausgezogen wird! Das ist so arrogant und marktschreierisch, dass man schon dankbar ist für so kurze Streifen wie «La Leggenda della Grigna» von Mino Müller, oder für Skizzen wie «Zeitläufe» von Danielle Guiliani und Suzanne Hartmann oder für Ansätze wie in «How Can I Love» von Anne-Marie Miéville.

Immerhin einen Film gab es in Solothurn voll zu geniessen: persönliches Kino, im besten Sinn des Wortes als Individual-Medium gestaltet, mit genauen Bildern, ironisch, charmant und bitter: Da packten und bannten Spontaneität und Frische jenseits jeder Mode, Eigenwilligkeit ohne Arroganz, Bilder, die eine zwingende Ganzheit bilden. Poesie und optische Musikalität kommunizieren mit dem Zuschauer, Zärtlichkeit, Menschenliebe ohne Versöhnlichkeit zu Discount-Preisen. Kraftvolle Bildfolgen kristallisieren sich aus fragilen Einzelteilen. Dieser Film, der so zornig und sanft daherkommt, der zum Modernsten, Besten und Schönsten der diesjährigen Filmtage zählt, ist «La lune avec les dents»: gezeigt in der Retrospektive, entstanden 1966, geschaffen von Michel Soutter, mit einem Budget, das heute nicht einmal für einen viertelstündigen Probelauf angeblich verkannter Genies zu reichen pflegt. «La lune avec les dents», das Werk eines Regisseurs, der seit Jahren seine Heidenmühe hat, weiter Filme zu machen, ist eine Lektion für all jene, die in Solothurn meinen, es liege nur am Geld, dass sie nichts können.

Dabei hatte Soutter später nicht viel gute Worte für seine eigene Arbeit! Sie sei halt doch zu pessimistisch, zu grau. Im Vergleich zu dem, was uns heute Jungfilmer an Welt-schmerz zumuten, ist Soutters Werk von damals geradezu wohltuend optimistisch, weil es lebensnah, wissend, vital und formal beglückend ist.

Viel vom Soutter der frühen Jahre gelernt haben immerhin Marcel Schüpbach und Jean-François Amiguet. In «L'Allègement» schafft Schüpbach eine Phantasmagorie, von der man sich forttragen lassen muss. Sie handelt von der absoluten Liebessehnsucht, vom Feuer unerfüllter Leidenschaft. «L'Allègement» ist ein suggestiver, sperrig eigenwilliger und

zeitlos aktueller Film über die Möglichkeit, der Enge des prosaischen Lebens zu entfliehen, in das Reich der Gefühle und des Traums zu tauchen. Während Schüpbach Einflüsse eines Robert Bresson souverän verarbeitet, variiert Amiguet in «Alexandre» Michel Soutter und eines seiner zentralen Themen: Wie Frauen Männer verletzen und Freundschaft zwischen den Verunsicherten entstehen lassen. «Alexandre» betrifft durch eigenes Temperament, durch Annäherung an die schwierige Kunst, sein Leben zu improvisieren, durch eine Liebeserklärung an die Tagträumer der Nacht, durch hintergründige Leichtigkeit, durch einen traurigen, launigen Ton.

Wer nun freilich meint, der Schweizer Film hätte uns im vergangenen Produktionsjahr nichts zu bieten gehabt ausser «Alexandre» und «L'Allègement», vergisst, was bereits ins Kino gekommen ist: «Dans la ville blanche» (Tanner), «La Mort de Mario Ricci» (Goretta) und «Glut» (Thomas Koerfer). Von bemerkenswerter filmischer Sensibilität zeugen aber auch Clemens Steigers Impressionen in «Lebensräume», allen Vorbehalten zum Trotz: Bilder über die Verlorenheit, Sinn- und Machtlosigkeit des Vereinzelten in einer anonymen, ihm völlig fremd gewordenen Welt. Und auch «Zeitläufe» macht deutlich, dass der ganz gewöhnliche Alltag noch immer der beste Stofflieferant ist: Danielle Guiliani und Suzanne Hartmann bieten Entwürfe zu Geschichten an, die sich in unserer Phantasie weiterspinnen. Licht, Rhythmus, Musik und Ausparungen wirken assoziativ, da wird Banales mit oft überraschender Abgründigkeit interpretiert, wortkarg und stilsicher.

Für den Alltag interessiert sich auch Bernhard Giger: In seinem überraschenden Zweitlingswerk, «Der Gemeindepräsident», Ein Mann droht den Mut zu echter Liberalität zu verlieren, er erkennt die Grenzen der Freiheit – auch der eigenen – und der Toleranz. Mit einfachsten Mitteln porträtiert Giger einen Menschen in der «Fäulnis des Wohlstands». «Der Gemeindepräsident» ist ein differenzierter Blick auf die Lage der Nation, ein Stück Trauerarbeit, das die stille Verzweiflung dessen verrät, der fühlt, wie auch die Herzen und Köpfe der Menschen zubetoniert werden.

Bruno Jaeggi